

Sünde. Religionspädagogische und systematisch-theologische Anmerkungen

Dr. Christopher Zarnow ist Professor für Systematische Theologie an der Evangelischen Hochschule Berlin (EHB)

Beginnen möchte ich mit der Frage einer Studentin, die vor einiger Zeit in einer Veranstaltung zur Soteriologie fragte: ‚Was ist das für eine verschrobene, ja grausame Vorstellung, dass bereits in Kindern etwas Schlechtes sein soll und sie einer Erlösung bedürftig sind?‘ Die Studentin bezog sich auf die bekannte Stelle aus dem achten Kapitel der Genesis: „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf“ (Gen 8,21). In der Tat gibt es wohl kaum einen anderen theologischen Begriff, der so stark im Verdacht einer negativen Anthropologie steht wie der Sündenbegriff. Entsprechend lang ist auch die Liste derer, die ihn in den Mittelpunkt ihrer Religions- und Christentumskritik gestellt haben. Vom Jammertalchristentum ist die Rede, vom Geschäft mit der Angst, das die Theologie mit dem Sündenbegriff treibe. Erleben wir unser Leben denn tatsächlich so rechtfertigungsbedürftig, wie uns viele Predigten suggerieren, die uns die Rechtfertigung als Heilsbotschaft verkündigen? Grundsätzlich gilt: Heilszusagen greifen nur da, wo sie sich auf wirklich gemachte Erfahrungen von Negativität, Mangel, Verlust usw. beziehen und diesen gegenüber eine neue Perspektive eröffnen. Wo das nicht passiert, beantwortet die Theologie Fragen, die niemand wirklich gestellt hat.

Die Alltagssprache hat die Konsequenz, dass der Sündenbegriff an unserem Leben vorbeizureden scheint. Weil das moralische Gewicht des Sündenbegriffs für viele unerträglich oder schlicht unverständlich geworden ist, wird der Begriff trivialisiert (Diätsünde, Verkehrssünde). Auch in der religionspädagogischen Literatur, so scheint es mir, wird eher ein Bogen um das Thema gemacht – womöglich wittert man ‚schwarze Pädagogik‘. Der Sündenbegriff wird in Curricula des schulischen Religionsunterrichts ausgespart – wobei das Thema „schuldig werden“, das seinen Platz im Berliner Curriculum für den konfessionell-kooperativen Religionsunterricht hat,¹ aus religiöser Perspektive doch immer auch ein „schuldig werden“ nicht nur vor anderen Menschen oder mir selbst, sondern *coram Deo* impliziert. Ins Gottesverhältnis gerückte Schuld – das ist aber genau dasjenige, was traditionell mit Sünde gemeint ist.

Also – wie soll mit dem Sündenbegriff umgegangen werden? Ist er abzuräumen? Ist er in den Giftschrank zu stellen? Oder von der Systematischen Theologie zu behandeln, aus der Pädagogik aber möglichst herauszuhalten?

¹ Vgl. URL: https://www.ekbo.de/fileadmin/ekbo/mandant/ekbo.de/3_THEMEN/03_Bildung/Religionspaedagogik/Broschüre-Schulcurriculum_Konfessioneller_Religionsunterricht_2018_web.pdf. Stand: 20.09.2018.

Das wäre ja durchaus ein mögliches Verfahren: Abschied von unverstänlich gewordenen Begriffen zu nehmen. Bereits Paul Tillich war der Überzeugung: Einige Begriffe der religiösen Sprache sind so unzugänglich geworden, dass sie eine Karenzzeit brauchen, bis sie so fremd geworden sind, dass man sich um ein neues, gleichsam unbefangenes Verständnis bemühen kann.² Die andere Frage lautet: Stehen uns überhaupt andere Begriffe zur Verfügung, die den Sachverhalt, um den es geht, genauso gut oder sogar besser beschreiben? Tillich hat versucht, Sünde durch den Begriff der Entfremdung zu interpretieren. Wolfhart Pannenberg hat den Begriff der Egozentrität in den Mittelpunkt seiner anthropologisch fundierten Sündenlehre gestellt.³ Aber alle diese Begriffe sind ihrerseits missverständlich. Und sie sind auch nicht streng deckungsgleich mit dem Sündenbegriff. Bevor nach dem richtigen ‚Umgang‘ mit dem Sündenbegriff gesucht werden kann, ist deshalb zunächst zu fragen: Was gibt der Sündenbegriff überhaupt theologisch zu denken auf? Dazu möchte ich – in gebotener Knappheit – zwei Impulse geben.

1. Sünde als kontrafaktische Selbsterkenntnis

Einen starken Beleg für die schwarze Anthropologie des Sündenbegriffs scheint das folgende Zitat aus den Schmalkaldischen Artikeln Martin Luthers zu geben: „Solche Erbsünde ist so gar ein tief böse Verderbung der Natur, daß sie kein Vernunft nicht kendet, sondern muß aus der Schrift Offenbarung gegläubt werden.“⁴ Das Wesen der (Erb-)Sünde liegt im Dunkeln, ist tief verborgen und entzieht sich der menschlichen Einsichtsfähigkeit. Ein Bewusstsein der eigenen Sündigkeit ist dem ‚natürlichen‘ Menschen nicht möglich. Um die Sünde erkennen zu können, müssen einem erst die Augen aufgetan werden. Aus sich selbst heraus mag man sie nicht anblicken.

Diese Thesen sind in anthropologischer Hinsicht in der Tat nicht unproblematisch. Wenn ich von der Sünde nichts erkenne, nichts weiß, nichts ‚fühle‘ – was soll sie dann überhaupt für mich bedeuten? Sie wird zu einem theologischen Abstraktum, das ich theoretisch zur Kenntnis nehmen kann, das mit meiner Erfahrungswelt aber nichts zu tun hat.

² Vgl. exemplarisch Paul TILLICH, *Offenbarung und Glaube*, GW VIII, Stuttgart 1970, 111.

³ Vgl. Wolfhart PANNENBERG, *Anthropologie in theologischer Perspektive*, Göttingen 1983, 104.

⁴ *Bekennnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche (BSLK)*, Göttingen 1998, 434, 8–10.



Aber ganz so einfach ist es vielleicht doch nicht. Denn unsere Erfahrungswelt ist selbst mitunter komplexer, als dies auf den ersten Blick scheinen mag. Was Luther beschreibt, das gibt es ja: dass mir in einer Art ‚Offenbarung‘ die Augen für etwas geöffnet werden, vor dem ich weggeschaut habe, das ich mir nicht eingestehen, nicht wahrhaben wollte. Die Hamburger Band *Kante* singt in ihrem Lied „Die Wahrheit“⁵:

*Wenn Du Dich reden hörst und denkst
dass nur Berechnung darin ist
und dass Du wenn Du ehrlich bist
nicht wirklich viel zu sagen hast
wenn alles was dir wichtig ist
so erscheint als hätte das
mit Dir im Grunde nichts zu tun*

*Dann weißt Du eines ganz genau
dann weißt Du eines ganz genau
auch wenn's Dir anders lieber wär:
dass das einfach die Wahrheit ist*

Der Liedtext beschreibt/besingt ein Phänomen, das einer (quasi-) religiösen Erschütterung gleichkommt: Das Subjekt erfährt einen Moment der Wahrheit, in dem sich ihm erschließt, in Wahrheit in der Unwahrheit zu sein: ‚Wenn du ehrlich bist, hast du nicht viel zu sagen, liegt in deinem Reden nur Berechnung, ist dir, was dir wichtig scheint, ziemlich egal! Die Wahrheit der Selbsterkenntnis ist eine *kontrafaktische* Wahrheit – die Erkenntnis springt auf als Bewusstsein eines normativen Abstands zwischen dem äußerlich dargestellten Schein und den tieferen, im normalen Alltag verborgen bleibenden Motiven.

Versteht man den Sündenbegriff von solchen Erfahrungen her, wie sie in dem Lied beschrieben werden, dann gehört er in der Tat zu den unverzichtbaren Begriffen religiöser Sprache. Er erschließt das menschliche Dasein in seiner inneren Abgründigkeit und Widersprüchlichkeit.⁶ Wichtig ist dann aber auch: Ein solcher Akt der kontrafaktischen Selbsterkenntnis, wie er in dem Lied besungen wird, kann niemals von außen aufgezwungen werden, sondern sich nur von innen her – in der ersten Person Singular – erschließen.

⁵ Kante, *Die Wahrheit*. Album: *Die Tiere sind unruhig*, Berlin/Hamburg 2006.

⁶ Vgl. Röm 7,15ff: „Denn ich tue nicht, was ich will; sondern was ich hasse, das tue ich [...]. Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.“

2. Wege aus der Selbsttribunalisierung

Nach einem weitverbreiteten zeitdiagnostischen Interpretationsschema begegnen uns Phänomene von Schuld häufig bereits in Form ihrer neurotischen Überformung.⁷ Auch Menschen unserer Tage machen viele, sehr viele Schuldenerfahrungen – aber in den allermeisten Fällen nicht Gott oder ihren Mitmenschen, sondern sich selbst bzw. ihrem eigenen Ich-Ideal gegenüber. Die schlimmste Sünde der Generation der dauerhaften Selbstoptimierer scheint darin zu liegen, nicht genug aus sich selbst gemacht zu haben – und so schuldig an sich selbst geworden zu sein.

Der französische Philosoph Paul Ricoeur beschrieb diesen Vorgang der Selbsttribunalisierung bereits in seiner „Symbolik des Bösen“ aus dem Jahr 1971:

„wird einmal die Sünde nicht mehr als ein Geschehen vor Gott verstanden, so fängt das Schuldgefühl schon an, seine Verheerungen anzurichten; im Grenzfall ist es nichts mehr als eine Anklage ohne Ankläger, ein Gericht ohne Richter und ein Urteilsspruch ohne Rechtssprecher. Verflucht zu werden, ohne von jemand verflucht zu werden, das ist der letzte Grad der Verfluchung, wie man es bei Kafka sieht [...] Selber aber zum Tribunal für sich selbst zu werden, das heißt wahrlich, sich selbst entfremdet zu sein.“⁸

In der neurotischen Schuld drehen die Instanzen des inneren Gerichtshofs, als den Kant das Gewissen beschreibt, gleichsam frei – es gibt keinen Richter, keinen Ankläger, keinen Urteilsspruch, oder genauer: das neurotische Ich füllt alle diese Instanzen in Personalunion aus. Angesichts dieser Situation könnte eine – wohl gemerkt: kritische – Anknüpfung an die Auslegungstraditionen des religiösen Sündenbegriff dabei helfen, die eigentlich religiöse Dimension von Schuldenerfahrungen in den Blick zu nehmen – und so zugleich zwischen religiöser und neurotischer Schuld zu unterscheiden.⁹

Zu dieser Auslegungstradition gehört auch, dass die Thematisierung von ‚Sünde‘ immer schon im *Horizont ihrer möglichen Überwindung* erfolgt. Sündenbegriffe sind korrelativ auf Heilsvorstellungen bezogen, wie man sich bereits auf einer semantischen Ebene anhand der traditionellen Heilskategorien des christlichen Glaubens verdeutlichen kann: ein Zustand der Gefangenschaft oder Bindung drängt auf „Erlösung“, ein Zustand der Anklage (vor Gericht) auf „Rechtfertigung“, ein Zustand des Widerstreits zwischen zwei (oder mehr) Parteien auf „Versöhnung“. In diesen Korrelationen zwischen Sünden- und Heilsvorstellungen liegt ein reiches Anknüpfungsmaterial für die religionspädagogische Praxis, das mit ganz unterschiedlichen Erfahrungen und lebensweltlichen Bezügen angereichert werden kann.

⁷ Vgl. exemplarisch: Christian KOHLROSS, *kollektiv neurotisch: Warum die westlichen Gesellschaften therapiebedürftig sind*, Berlin 2017.

⁸ Paul RICOEUR, *Symbolik des Bösen, Phänomenologie der Schuld II*, München 1971, 166f.

⁹ Vgl. dazu bereits Paul TILLICH, *Der Mut zum Sein*, Berlin/New York 1991, 55ff.